



Einwechselnder Sprung / Phot. Fritz Pölking

Rehwild und Umwelt

III. Von der praktischen Arbeit in den Rehwildringen

VON ERNST SCHÄFER / MIT 1 PHOTO

Von höchster Wichtigkeit ist die Regelung der Wilddichte. Wir wissen heute, daß der stammesgeschichtlich festgelegte Schlüssel für die hohe Vermehrungsquote des Rehwildes in seiner verhältnismäßig niederen Rangordnung des Feind-Beute-Verhältnisses begründet liegt. Auf Grund jahrelanger Wildniserfahrungen in den Rehwildgebieten Hochasiens, wo Wolf und Luchs auch heute noch die natürlichen Bestandesregler sind, möchte ich annehmen, daß es vor Ausrottung unseres heimischen Großraubwildes wohl kaum ein Zehntel des heutigen Rehwildbestandes gab. Weiterhin konnte ich überall in der Wildnis das Gesetz bestätigt finden, daß dem Raubwild vorwiegend Kitze und überalterte Stücke zum Opfer fallen. Also steht im Gegensatz zu den von uns gezüchteten „Haustieren“ auch die Alterspyramide des freilebenden, von Menschen unbehelligten Rehwildes auf ungewöhnlich breiter Basis. In der Wildnis wird also nicht nur die absolute Zahl der Rehe in den zur Gesunderhaltung der Art notwendigen Grenzen gehalten, sondern das Raubwild sorgt zugleich auch für ein ausgeglichenes Geschlechterverhältnis und einen natürlichen Altersklassenaufbau. In der Kulturlandschaft sind die Rehe heute überall der Gnade des instinktarmen Menschen ausgeliefert. Also obliegt es uns Jägern, über die Vermehrung des Wildes zu wachen und dafür Sorge zu tragen, daß uns die Stückzahl nicht über den Kopf wächst. Daher sind Festlegung von tragbaren Wilddichten und angemessene Zuwachsraten eine der wesentlichsten Voraussetzungen für die Arbeit in den Rehwildringen.

In der Bundesrepublik, diesem hochindustrialisierten, über-völkerten Lande, hat es wohl zu keiner Zeit mehr Rehe gegeben als während des letzten Jahrzehnts. Und wenn mir ein profiliertes Jagdwissenschaftler schreibt, daß es dem Institut für Jagdkunde an der Universität Göttingen trotz eifriger Bemühungen nicht gelungen sei, für einige Doktoranden „Rehwildreviere mit geringer Populationsdichte“ ausfindig zu machen, so spricht das Bände. Tatsache ist, daß die ganze Bundesrepublik mit Ausnahme der Hochlagen der Mittelgebirge und der Alpen sowie der von den Rehen neu besiedelten Nordseemarschen mit Rehwild überbesetzt ist.

Das Problem der geringen Wilddichte aber ist schon deshalb eines der wichtigsten, aber auch heikelsten für uns, weil seit langem bekannt ist, daß man gerade in ausgepower-ten Revieren mit geringem Bestand die größten Chancen hat, wirkliche Kapitalböcke heranzuhegen. Daß auf einer gegebenen Fläche wenige Rehe „mehr“ und besser sind als viele Rehe, haben wir alle noch 1945 erlebt: Ich persönlich kenne viele Jäger, die auch heute noch wehmütig von den „Polen-, Engländer- oder Amerikanerböcken“ sprechen, die nach Kriegsende plötzlich auftauchten, weil die Bestände durch die Besatzungstruppen für kurze Zeit wenigstens auf einen Bruchteil ihrer ursprünglichen Zahlen zusammengesunken worden waren.

Aber nicht nur der zahlenmäßig geringe Bestand als solcher spielt eine entscheidende Rolle, sondern auch die Konkurrenz der übrigen Schalenwildarten, insbesondere des Rotwildes, das auf die Qualität des Rehwildes auf bisher

unbekannte Weise hemmend wirkt, so daß Waidmänner der alten Schule sogar an unersetzliche „Wunderkräuter“ glauben, die die robusten Hirsche den armen Rehen vor den Asern wegnähmen, und was dergleichen phantasievollen Interpretationen mehr sind.

Geringe Wilddichte jedenfalls bewirkt, daß die Rehe dem jeweiligen standortbedingten Optimum sowohl an Wildpretgewichten wie Gehörnstärken nahekommen. Abgesehen von meinen eigenen Erfahrungen in Belgien, brachten mir den schlagendsten Beweis hierfür die osteuropäischen und schwedischen Jäger, die ihre stärksten Trophäen regelmäßig im zweiten Jahr nach „Katastrophen-Wintern“ erbeuteten, also nach Wintern, die nicht wie im Normalfalle 10 bis 15, sondern 40 bis 50 v. H. ihrer an sich schon geringen Rehwildbestände hinweggerafft hatten.

Das Rehwild reagiert auf zahlenmäßige Überhege mit äußerster Empfindlichkeit. Sogleich nach Überschreiten der biologisch tragbaren Wilddichte zeigt sich als erstes Symptom des gestörten biozönotischen Gleichgewichtes das Absinken der Krankheitsimmunität. Die Zahl der Scharotzer steigt, der Boden wird durch Körperausscheidungen vergiftet, Parasitenbefall (Multiparasitismus), seuchenhafte Infektionskrankheiten nehmen zu, und wie automatisch sinken Wildpret- wie Gehörngewichte ab.

Wie dringend die Regulierung der Stückzahl ist, ergibt sich schon aus der Tatsache, daß sich in Schleswig-Holstein nach v. Rumohr die Wildpretgewichte, die Ende des vorigen Jahrhunderts noch 50 Pfund betragen, heute kaum noch 35 Pfund übersteigen. Ein mir befreundeter Forstmeister erreichte eine, zwar örtlich streng lokalisierte, enorme Gehörverbesserung und durchschnittliche Wildpretzunahme von beinahe 2 kg allein dadurch, daß er fast seinen gesamten, für sein Forstamt freigegebenen Abschluß in eine einzige Revierförsterei verlegte.

Schließlich lockern sich auf Grund überhöhter Stückzahlen die gesellschaftlichen Bindungen, es kommt außerdem zu Störungen des Hormonhaushaltes; Instinktverkümmierungen mit anomalen Brunft- und Setzzeiten treten auf, und vorzeitige „Vergreisung“ (Zurücksetzen in noch jungen Lebensjahren) kommt immer häufiger vor. Außerdem führt der verschärfte Wettbewerb um Deckung und Äsung dazu, daß körperlich schwache Rehe auf äsungsarme Einstände abgedrängt werden und dort noch mehr verkümmern, während die noch gesunden die besten Äsungsgründe für sich erobern und unter dauernder Abwehr gegen andere behaupten.

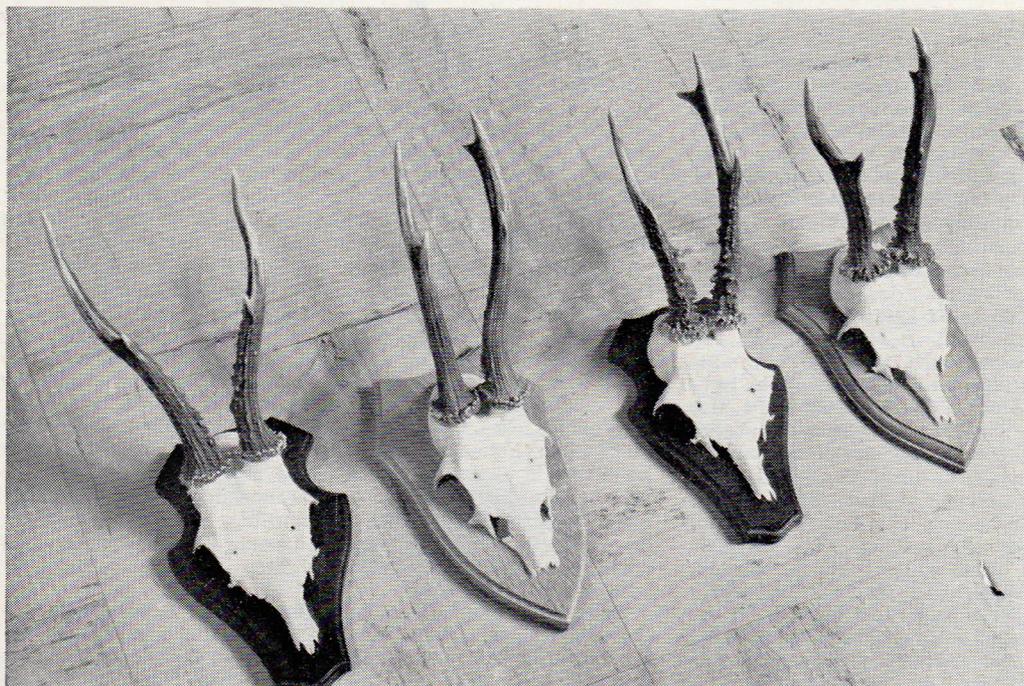
Daß es aber gerade auch solche durch Überhege hervorgerufenen psychischen Faktoren sind, die zur Verringerung der Körper- und Gehörngewichte bzw. zum Aufhören des Wachstums des Skelettes führen, weiß man, seit erforscht wurde, daß das Rehwild in einem ziemlich starren Raum-Zeit-System eingebettet lebt, also an individuelle Reviere

(Territorien), Jahreszyklus und Tageszeiten gebunden ist. Wilddichte und Territoriengröße aber stehen in umgekehrtem Verhältnis zueinander: Je größer die erstere, desto mehr schrumpft die letztere zusammen — desto geringer werden aber auch Äsungsangebot, Deckungsfläche und Ausweichmöglichkeiten für jedes einzelne Reh. Die hieraus folgende psychische Belastung hat man „Gedrängefaktor“ genannt. Er äußert sich bei zunehmender Wilddichte in immer schärfer werdender innerartlicher Konkurrenz, in Reibungen jeglicher Art, territorialen Kämpfen, Hetzen und Jagen, kurz, in der Eigenbehinderung der Tiere untereinander. Da erwachsene Rehböcke aber ausgesprochene Individualisten sind und sich namentlich während der kritischen Zeit der Einstandskämpfe höchst unverträglich, rücksichtslos und gewalttätig gebärden, kann es zu regelrechten „Neurosen“ kommen, die die Böcke vor lauter reflektorischen Abwehrmaßnahmen gegen wirkliche oder aber auch gegen eingebildete Konkurrenten, also durch das Setzen von Duftmarkierungen und Sichtmarken (sprich Plätzen und Fegen), überhaupt nicht mehr zur Ruhe kommen lassen. Dieses dauernde Gereiztsein überträgt sich zuweilen auch auf Ricken und Kitze, ja es kann ganze Populationen erfassen und sich in tumultuarischen Schreckkonzerten Luft machen. Auf jeden Fall aber treten, wie Bubenik bewiesen hat, Wertminderungen an Wildpret und Gehörn ein, so daß sich auch das gehäufte Auftreten von Knopfböcken und anderen Kümmerern bei zahlenmäßiger Überhege zwanglos erklären läßt.

Da wir es nun aber leider geschafft haben, alles Wild, das die Kulturlandschaft belebt, von uns abhängig zu machen, mangelt es in den meisten Revieren an Raum für geeignete Bockeinstände. Daher ist es unsere Aufgabe, Sorge dafür zu tragen, daß die Böcke sich nicht gegenseitig verdrängen oder an der geruhsamen Äsungsaufnahme hindern, denn auch Ansatz und Ablagerung des schimmernden Feistes im Unterhautbindegewebe an Rücken, Keulen, Stich und rund um die Nieren sind ein sicherer Gradmesser dafür, ob eine Wildbahn mit Böcken überbesetzt ist oder nicht. In einem mir bekannten Revier, in dem seit Jahren bei ziemlich hoher Wilddichte ein Geschlechterverhältnis von etwa 1,5 : 1 gehalten wird, zeigen die sich dauernd hetzenden Sommerböcke so gut wie keinen Feistansatz, während die Keulen und Ziern der ab Mitte Juni erbeuteten Belgier in zentimeterdicke Feistpolster gehüllt waren.

Die Basis aller Bewirtschaftung in den Rehwildringen ist eine möglichst genaue Aufnahme des Wildbestandes. Darunter verstehe ich nicht nur die absolute Zahl des vorhandenen Wildes, sondern auch seine Zusammensetzung nach Geschlechtern, Lebensaltern, Wildpretstärken und Gehörnqualitäten.

Es kommt dabei jedoch keineswegs auf das „Einzelstück“ oder den einzelnen Bock an, der so oder so „veranlagt“ sein könnte, sondern vor allem auf die numerische, die prozen-



Sogenannte ständig mittel-mäßige, vier- bis fünfjährige Böcke, die in gepflegten Revieren abgeschossen werden müssen, weil sie zumeist als Platzhalter jüngeren, besseren Böcken die Einstände streitig machen. Zu umstehendem Text

tuale Gliederung des Gesamtbestandes in Alters- und Güteklassen. Wohin die Bewertung des Einzelstückes, der Einzelstrophäe geführt hat, haben ja die nun schon lange zur Tradition gewordenen Pflichtstrophäenschauen allen Einsichtigen zur genüge gezeigt. „Schädelbörsen“, auf denen man aus Angst vor den „roten Punkten“ gegen geringes Entgelt Unterkiefer jeglichen Alters nach Wahl einhandeln konnte, waren schon im alten Berlin bei einigen Präparatoren im Schwange. Wirkliche Kontrollmöglichkeiten für die Kreisjägermeister und Hegeringleiter sind heute nur noch in sehr begrenztem Umfange möglich, und was so schön begann, läuft heute Gefahr, zu einer einzigen Farce zu werden.

Die Wildzählungen erfolgen in den einzelnen Rehwildringen am zweckmäßigsten durch einen möglichst unterschiedlich zusammengesetzten Beobachtungsausschuß, dem auch zuverlässige, mit guten Gläsern ausgerüstete Jungjäger angehören sollten. Die Aufgabe besteht darin, nicht nur im zeitigen Frühjahr, sondern auch jährüber Erhebungen in freier Wildbahn anzustellen. Diese Aufgabe ist schwierig, weil sie nicht nur viel Zeit, Geduld und Übung erfordert, sondern weil die einzelnen Beobachter erfahrungsgemäß (und zwar aus höchst subjektiven Gründen) zu unterschiedlichen Resultaten gelangen. Jedoch ergeben sich aus diesen wiederholten gemeinsamen Zählungen und der parallel laufenden Begutachtung der Reviere alle weiteren Fragen und Maßnahmen. Wichtig ist nur, daß eine gemeinsame Anfangsbasis fegelegt wird und daß die Ermittlungen nicht leichtfertig geschehen. Leider brauchen sich die Jagdbehörden ja um die Bestandesangaben in den üblichen Abschlußplänen zumeist überhaupt nicht zu kümmern, da sie praktisch nie stimmen.

Die unerläßlichen Korrekturen der bei den quantitativen und qualitativen Bestandsermittlungen unterlaufenen Fehler erfolgen laufend; sie werden durch die Erfahrungen in den Revieren diktiert.

Die Frage, wieviel gesundes Rehwild auf gegebener Flächeneinheit biotisch tragbar ist, hängt natürlich weitgehend von der strukturellen Eigenart der einzelnen, in den Rehwildringen zusammengeschlossenen Reviere ab. Da Wildpretgewicht und Gehörnqualität maßgeblich von der Güte des Bodens, dem Feld- bzw. Wiesenanteil und der prozentualen Verteilung der Baumarten (wobei die Eiche den höchsten Wirkungsgrad erreicht) bestimmt werden, sollten in jedem Rehwildring die von *Ueckermann* benannten Standortsziffern zugrunde gelegt werden, um einen ersten Anhaltspunkt für die angemessene Wilddichte zu erhalten. Hinzufragen möchte ich jedoch, daß die Stückzahl des zu haltenden Wildes ganz besonders auch von der Bereitschaft der Revierinhaber abhängt, Äsungsflächen und vor allem sachgemäß besetzte und daher in jedem Falle sehr kostspielige Winterfütterungen anzulegen. Ein Universalrezept gibt es jedenfalls nicht.

In reinen Nadelwaldbiotopen, die sowohl Strauchwuchs wie Laubholzunterbau vermissen lassen, sind 6 Stück pro 100 ha schon zuviel. Wenn sich ein Rehwildring dagegen aus etwa zwei Drittel landwirtschaftlich genutzter Fläche mit Zuckerrüben, zumindestens aber rotkleefähigen Böden und etwa einem Drittel eingestreuter Laubwälder mit reicher Kraut- und Unterholzflore sowie 50 bis 70 % Eichenüberbau zusammensetzt, kann die Wilddichte ruhig 12 Stück auf 100 ha im Frühjahrsbestande betragen. Diese Faustzahl allerdings sollte auch bei den allerbesten Deckungs-, Äsungs- und Winterfütterungsverhältnissen tunlichst nicht überschritten werden.

Wenn beides vorhanden ist, wird optimale Deckung guter Äsung vorgezogen. So stellten wir in einem unserer Versuchsreviere mit einer durchschnittlichen Wilddichte von nur 8 Stück Rehwild auf 100 ha fest, daß die Wilddichte in den äsungs- und deckungsreichsten Einständen das ganze Jahr über mindestens 25 bis 30 Stück betrug, während die deckungs- und äsungsarmen Revierteile nur etwa 2 bis 4 Stück pro 100 ha beherbergten. Auf Grund solcher von Einstand zu Einstand schwankenden Siedlungsdichte ist klar ersichtlich, daß die biologische Gesundheit unseres Rehwildes durch die so dringend erforderliche Herabsetzung unserer Wildzahlen nur durchzuführen ist, wo man Herr im eigenen Hause ist und Reviere ausreichender Größe zur Verfügung hat: Also in den gemeinsam bewirtschafteten Rehwildringen.

Leider verspürt man heute allzu häufig die umgekehrte Tendenz, denn der begüterte Jagdherr dieser hektischen Zeit, dem es häufig sowohl an Geduld wie an Kenntnissen mangelt, möchte ja vor allem auch renommieren oder glänzen, also möglichst viel Wild besitzen, und zwar gar nicht

einmal so sehr, um Beute zu machen, sondern um sich seines Besitzes ehrlich zu erfreuen und sein Wild den Freunden in möglichst großer Zahl zeigen oder von seinen Jagdgästen erlegen lassen zu können. Angesichts der lawinenhaft anschwellenden Zahl prominenter und nichtprominenter Jagdscheininhaber braucht man also verständlicherweise viele Gästeböcke, die alle etwas, wenn auch nicht zuviel auf dem Kopfe tragen sollen. Dafür sind die üblichen Abschlußböcke, wie sie durch überhöhte Wilddichte, unsachgemäßen Ab-



Rien Poortvliet

schuß, Überalterung, mangelnde Fütterung und die schon einmal erwähnte Überbürokratisierung unserer Jagd sozusagen am laufenden Band „gezüchtet“ werden, gerade die richtigen.

Im vergangenen Frühjahr sahen ein Jagdherr und ich in dessen inmitten der Lüneburger Heide gelegenen Revier bei einer der heute ja üblich gewordenen Autopürschen binnen zwei Stunden 75 Stück Rehwild auf einer Fläche von höchstens 50 ha. Also waren im Minimum 100 Stück vorhanden, obwohl es, um Qualität zu erreichen, im höchsten Falle 40 Stück hätten sein dürfen. An einer Wiesenschlenke anhaltend, sagte ich meinem Freund: „Ob auf dieser Wiese nun 15 Stück Rehwild stehen oder ihrer nur 5 ist für den Beobachter doch gleichgültig!“ Er mußte mir recht geben. Doch als ich in diesem Jahr wiederkam, waren es ihrer trotz verstärkten Abschusses keinesfalls weniger, eher mehr geworden. Aber ich kenne noch eine große Anzahl ganz anderer Reviere, in denen es in der gleichen Art nun schon seit zwanzig oder dreißig Jahren betrieben wird, und in denen während dieser Zeitspanne Hunderte von Kümmerern, kaum je aber ein wirklich guter Bock erbeutet wurden.

Ein von mir hochverehrter Lehrmeister schrieb schon vor Jahrzehnten, daß nach Wegfall der freien Wildnisjagd der Jäger der Zukunft sein heimatliches Kulturrevier wie ein treusorgender Familienvater zu betreten und alle wirklich starken Böcke am Leben zu lassen habe. Nun, soweit brauchen wir's wirklich nicht kommen zu lassen. Erfüllen wir nur die selbst erwählten Aufgaben der Regulation, und laßt uns die Krüppel von unseren Wänden verbannen, da sie ja ohnehin nur Zeugen unserer Unfähigkeit sind! Wenn wir es richtig machen und der Natur nicht allzusehr ins Handwerk pfuschen, können wir auch ruhig wieder starke Böcke ernten und ihnen den Ehrenplatz an unseren Wänden einräumen.

Ich für meinen Teil halte es seit langem so, daß nur die besten Böcke, von denen jeder eine Persönlichkeit war, die Wände meines Wigwams zieren. Die vielen anderen aber, von den anonymen Knopfspießern bis zu den abschlußnotwendigen Durchforstungsböcken, werden, nach Jahrgängen geordnet, auf Sammelplatten angebracht und in der Jagdhütte aufgehängt, wo sie mir selbst zur ständigen Kontrolle, anderen Jägern aber als Anschauungsmaterial die denkbar besten Dienste leisten.

Da das Reh nun einmal kein Wild der menschengemachten Forsten, sondern der unterholzreichen Wälder ist, wissen wir alle, daß bei den zumeist nur im zeitigen Frühjahr stattfindenden Bestandsaufnahmen die Dichte des Rehwildes zumeist unterschätzt und die behördlicherseits empfohlenen Zahlen von rd. 10 Stück auf 100 ha weit überschritten werden. Zu allem Unglück aber sind derartige Populationsballungen mit allen ihren unliebsamen Begleiterscheinungen, namentlich in deckungsreichen, doch äsungsarmen Biotopen die Regel, in Einständen mit Bodenklassen ganz geringer Bonität also, die aus solchem Grunde aufgeforstet wurden und deren biotisch tragbare Wilddichte im Höchstfall bei 5 Stück auf 100 ha liegt.

Viel seltener besteht bei Rehwild die Gefahr, daß zu hohe Wilddichten errechnet bzw. angegeben werden. Dies aber kommt gerade auf guten, der Landwirtschaft nutzbar gemachten Böden vor, die eigentlich eine weit höhere Wilddichte vertragen könnten, diese aber paradoxerweise trotz des guten Nahrungsangebotes im allgemeinen nicht aufzuweisen haben, weil es an Deckung fehlt, Störungen allzu häufig sind, Territorien kaum gehalten werden, der Aktionsradius des Einzelrehes um ein Vielfaches größer ist als im Wald und vor allem, weil die Bejagung der Ricken während der Herbst- und Wintermonate im deckungslosen Feldgelände bedeutend leichter ist. Die ständige, wachsam regulierende Kontrolle über Zuwachs, Wilddichte, Geschlechterverhältnis und Altersklassenaufbau, eine der Voraussetzungen für das erfolgreiche Funktionieren der Rehwildringe, ist im übersichtlichen Gelände ja um so vieles einfacher.

Im höchsten Grade kompliziert aber werden die Dinge erst dort, wo ausgedehnte Kiefern- bzw. Fichtenmonokulturen mit zahlenmäßig „vielen“, aber „schlechtem“ Rehwild und reiche Ackerbaugebiete mit „wenig“ aber „gutem“ Rehwild dicht aufeinander stoßen. Und dies ist ja in den Grenzbezirken zwischen Marsch und Geest, zwischen nacheiszeitlichen Schwemmtälern und alten Moränenlandschaften sowie zwischen fruchtbaren Löß- und armen Heideböden doch fast immer der Fall. In dieser empfindlichen Reaktion des Rehwildes auf wechselnde Deckungs- und Äsungsverhältnisse liegt übrigens ein entscheidender Nachteil gegenüber der Bewirtschaftung des Rotwildes. Denn der weiträumig wandernde Hirsch setzt sich großzügig über alle Umweltschranken hinweg, wenn ihm nur genügend Ruhe gegönnt und Deckung gewährt wird, und sucht sich im jahreszeitlichen Rhythmus die Äsung, wie und wo es ihm beliebt. Die strenge Biotopgebundenheit des Rehwildes aber wird für die Mitglieder der Rehwildringe zum ersten Problem, denn in der Praxis drängen die Pächter der rehwildreichen, doch äsungsarmen Waldreviere mit vollem Recht auf erhöhten Abschluß und müssen es sich sogar gefallen lassen, in den Augen der anderen als „Schießer“ zu gelten, obwohl ihre übersetzten Reviere häufig wahre Brutstätten für Kümmerer, Knopfböcke und sonstige Hungerleider sind.

Biologisch denkende und zugleich fortschrittlich gesinnte Kreisjägermeister schaffen einen Ausgleich, indem sie Knopfböcke prinzipiell nicht auf den Abschluß anrechnen lassen und für jeden erbeuteten Knopfbock ein zusätzliches weibliches Stück Rehwild freigeben. Auf solche, höchst gerechte Weise sollten die meisten Waldjäger gut zurechtkommen und haben überdies die langersehnte Möglichkeit, wirklich gute, den Standortbedingungen der jeweiligen Reviere entsprechende Böcke heranzuziehen. Allerdings werden den Waldjägern als Ausgleich der Bewilligung des höheren Abschusses auch ganz erhebliche Opfer abverlangt, denn ohne gut gedüngte Äsungsflächen im Sommer und mit Kraftfutter wohlbesetzte Fütterungen im Winter geht es in unseren verarmten Waldbiotopen nun einmal nicht. Ja, es sollte (wie dies in Rotwildrevieren seit langer Zeit üblich ist) in den Jagdpachtverträgen verankert werden, daß für angemessene Äsungsverbesserung und Winterfütterung Sorge zu tragen ist. Doch davon sprechen wir später. Der durchschnittliche Marsch-, Feld- und Vorholzpächter dagegen, in dessen übersichtlichem Revier wegen der äsungsmäßig guten Umweltverhältnisse und der weitaus geringeren Wilddichte Knopfböcke zumeist gar nicht vorkommen, steht dagegen nur allzu häufig auf dem Standpunkt, daß er (außer in harten Notwintern) gar nicht zu füttern brauche.

Auch sei in diesem Zusammenhang erwähnt, daß die so häufig nachgeplapperte Behauptung, daß die während der kältesten Wintermonate stattfindende Gehörnbildung der Rehböcke denkbar schlecht an den Vegetationsrhythmus des Jahres angepaßt sei, nur für Feldreviere und die unterholzarmen „Spargelplantagen“ unserer Kulturforsten zutrifft. Überall nämlich, wo den Rehen in ihrer winterlichen Abge-

schlossenheit eine mit Nährstoffen vollgepackte Konzentration an Laubholzknospen zur Verfügung steht, sind die bis Ende Januar erbeuteten Stücke unter ihren Decken in flaumig-weiche Feistpolster gehüllt. Darüber hinaus sind in allen Naturrevieren die winterlichen Bockterritorien geradezu unvorstellbar klein, ja, in einzelnen Fällen konnte ich in Belgien feststellen, daß sie nur wenige hundert Quadratmeter betragen. Nur wenn die Mast ausbleibt und die Winter besonders hart sind, werden auch die Bockreviere automatisch vergrößert. Haben die besseren Böcke, zweijährig geworden, jedoch erst einmal einen deckungs- und äsungsreichen Einstand für sich erobert, dann bleiben sie ihm auch das ganze Jahr, nein, ihr ganzes individuelles Bockleben lang treu. Die uns so geläufigen Unterschiede zwischen Sommer- und Winterständen gibt es nur in den uns bekannten Kulturrevieren.

Viel zu wenig bekannt ist übrigens, daß die meisten Bockterritorien selbst zur Blattzeit innegehalten werden. Da nun aber jedes Jagdrevier von innen nur eine sehr beschränkte Zahl zu tragen vermag, ist es Aufgabe des Hegers, dafür Sorge zu tragen, daß alle verfügbaren Territorien auch von möglichst guten Böcken eingenommen werden. In gepflegten Wildbahnen, die wir mit unseren Rehwildringen ja anstreben wollen, sollte auf je 50 ha mindestens ein gut vereckter, zwei- oder mehrjähriger Bock stehen. In den besten Einständen unserer Versuchsreviere konnten wir es sogar auf einen guten Sechser pro 10 ha bringen. Also hatten wir während der Blattzeit in aufeinanderfolgenden Jahren häufig die Freude, vom gleichen Hochstand aus links den einen und rechts den anderen guten Sechserbock je eine Ricke treiben zu sehen, ohne daß es zwischen diesen starken Böcken zu „Brunftkämpfen“ gekommen wäre. Nachdem sie die Territorial-Auseinandersetzungen im späten Frühjahr (Mai) geregelt hatten, hielten die vier nur auf 40 ha stehenden, etwa gleichaltrigen und daher auch gleichrangigen Böcke dieses bevorzugten Einstandes alljährlich absoluten Burgfrieden.

Die Größe der einzelnen Bockreviere ist aber nicht nur von der Biotopbeschaffenheit und der Wilddichte — auf deren Begrenzung es ja entscheidend ankommt —, sondern vor allem auch vom individuellen Alter der Böcke abhängig. Hierzu folgende typische Revierbeobachtung:

Die Akteure sind „Weißlippe“, der nach Erreichung des Zielalters von sechs Jahren als guter Bock gestreckt wurde, und sein heute noch lebender Nachfolger, der „Geperlte“, der, erst dreijährig, schon ein hervorragendes Gehörn trägt. „Weißlippe“ war keineswegs ein Raufbold, aber er besaß von seinem vierten Lebensjahre an ein mindestens dreimal so großes Revier, wie es der „Geperlte“ noch heute innehat. Als Zweijähriger schon versuchte dieser aus einer armseligen, mit Rehwild überbesetzten Kieferndickung, wo er an winterüber reich beschickter Fütterung ein gutes Sechsergehörn geschoben hatte, in das äsungsmäßig optimale Territorium von „Weißlippe“ einzudringen, wurde aber von diesem, der ein schwächeres Gehörn trug, in ein benachbartes Vorholz abgedrängt. Diese Tatsache bewog mich, „Weißlippe“ endgültig freizugeben. Schon am fünften Tag, nachdem „Weißlippe“ gestreckt wurde, sah ich den „Geperlten“ zum ersten Male im Zentrum des Einstandes, und zwar benutzte er bei stürmischem Wetter genau den gleichen höhlenartig überdachten Wurfboden, der seit Jahren schon der Lieblingsunterschlupf von „Weißlippe“ gewesen war. Hinfort haben wir ihn in seinem extrem kleinen Revier Dutzende von Malen beobachten können. Was aber das Wichtigste ist, der „Geperlte“ teilt sich das alte „Weißlippe“-Revier mit zwei weiteren jungen Sechserböcken, die alle schon stärkere Gehörne tragen, als „Weißlippe“ zu seiner besten Zeit im fünften Lebensjahr. Durch den Abschluß eines zu alten Bockes wurden in diesem genau untersuchten Falle also gleich drei Einstände für hervorragende Jungböcke frei und, da auch Vorrat an solchen vorhanden war, sogleich besetzt.

Rehböcke besitzen nun einmal im scharfen Gegensatz zu den überdies viel leichter ansprechbaren Hirschen eine ausgeprägte Altersrangordnung. Nicht die Stärke des Gehörns also, sondern ihre mit dem Lebensalter ständig zunehmende Unverträglichkeit, Gereiztheit und Eifersucht bestimmen beim Rehbock, wer wen vertreibt. Also wird das an sich schon schwierige Problem des Ansprechens schon deshalb zur Kardinalfrage für die gemeinschaftliche Arbeit in den Rehwildringen, weil wir zu keinerlei Erfolgen kommen können, wenn die unvermeidlichen Fehlabschüsse nicht auf ein Minimum beschränkt werden.

Das richtige Ansprechen muß deshalb im folgenden Beitrag ausführlich behandelt werden.